

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Madagaskar

vom 24. Juni bis 22. September 2001

**„Von der »Steinzeit« ins Internet:
Dezentralisierung, Tourismus und
Informationstechnologie auf dem Inselkontinent“**

Von Gerrit Reichel

Madagaskar, vom 24.06. bis 22.09.2001
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

Inhalt

1. Zur Person	488
2. Dritte Welt in Paris	488
3. Zeit und Verkehr	488
4. Tana und der neue Bürgermeister	490
5. Internet made in Madagaskar	492
6. Tourismus im Paradies ist nicht immer paradiesisch	496
7. Der Autonomieprozess in den Provinzen	499
8. Ein einschneidendes Erlebnis in der Provinz Antsiranana	500
9. Müssen wir wirklich madagassische Küstenkrabben essen?	502
10. Nach drei Monaten	504

1. Zur Person

Gerrit Reichel studierte Englische und Romanische Philologie und Politikwissenschaften an der Universität in Köln. Mit einem Erasmus-Stipendium studierte er für ein halbes Jahr an der Universität in Lausanne. Seine ersten journalistischen Erfahrungen sammelte er während eines mehrmonatigen Praktikums und als freier Mitarbeiter im Redaktionsbüro Wipperfürth. Anschließend wechselte er als freier Mitarbeiter in die Redaktion Gummersbach des Kölner Stadtanzeigers. Praktika und weitere Hospitanzen beim Hörfunk und diversen Printmedien folgten. Nach dem Volontariat beim Kölner Morgen war Herr Reichel dort längere Zeit als festangestellter journalistischer Mitarbeiter tätig.

2. Dritte Welt in Paris

Das Fenster zur „Dritten Welt“ ist etwa so groß wie ein Blatt Din-A3. Es ist das Guckloch in der Wand einer Boeing 747. Am Finger des Flughafengates wartet sie darauf, Paris zu verlassen. Ihr Ziel: Antananarivo, die Hauptstadt Madagaskars. Seit über sechs Stunden steht sie nun schon da, seit einer Dreiviertelstunde mit Passagieren an Bord. Erst war der Flug verschoben worden, dann durften die Fluggäste schließlich doch an Bord – und jetzt das: Durch das Guckloch ist zu sehen, wie sich zwei Mechaniker mit einer Leiter dem inneren rechten Triebwerk nähern. Während der eine seine Jacke unter dem Aggregat ausbreitet, klettert der andere an der Seite hoch und öffnet seelenruhig die Verkleidung. Einen Schraubenschlüssel in der Hand, verschwindet sein Arm in der Maschine. Sie wird an diesem Abend nirgendwo mehr hinfliegen.

Diese Episode auf dem Pariser Flughafen: In der Rückschau wirkt sie wie eine Einstimmung auf Madagaskar. Technik, die nicht funktioniert, schier endlose Wartezeiten und schließlich doch noch irgendeine Problemlösung sind mindestens genauso „typisch madagassisch“, wie die gängigen Pfeffer-, Vanille- und Trauminsel-Klischees. Die defekte Maschine wird übrigens am nächsten Morgen durch eine andere ersetzt, die Fluglinie von den Reisenden umgetauft in „Air Souffrance“.

3. Zeit und Verkehr

„Mora mora“ lautet die in solchen Situationen stets zitierte madagassische Floskel. „Gemach, Gemach“, könnte man sie übersetzen. Dahinter steckt ein wesentlicher Grundsatz des madagassischen „Savoir Vivre“: Bloß keine Hektik aufkommen lassen. Wie vermutlich in den meisten armen Ländern Afrikas, so

hat auch in Madagaskar Zeit eine andere Dimension als bei uns. Wer das im Hinterkopf behält, erleichtert sich das Leben auf der viertgrößten Insel der Welt erheblich. In Bezug auf Technik gilt der Zusatz: Madagassen basteln gerne und zumeist effektiv. Man darf es nur nicht eilig haben.

Verabredungen, besonders in der vom Verkehr verstopften Hauptstadt, lassen sich grundsätzlich nicht pünktlich einhalten. Wie auch, wenn kaum jemand eine Uhr bei sich hat? Wenn der Taxifahrer mal wieder mangels Benzin liegenbleibt? Oder schlichtweg eine Panne hat an seinem vierzig Jahre alten Vehikel? Überhaupt fällt es schwer zu beschreiben, wie sich der Verkehr abspielt in einer Stadt mit geschätzten fünf Millionen Einwohnern – in der es keine einzige funktionierende Ampel gibt, geschweige denn eine effektive Beschilderung. Mit Staus ist jederzeit zu rechnen. Bei der Orientierung im Straßenwirrwarr, der auf mehreren Hügeln erbauten Metropole Tana, hilft die Faustregel: „Fahre bergab, um nach oben zu kommen, fahre bergauf, um nach unten zu kommen.“ Öffentlicher Personennahverkehr findet statt in Form so genannter „Taxi Be“ – altersschwache Kleinbusse, überwiegend ausrangierte Mercedestransporter aus Deutschland –, die sich zum Pauschalpreis von umgerechnet etwa dreißig Pfennig kreuz und quer durch die Stadt quälen. Taxis kosten innerstädtisch etwa das Siebenfache, abhängig vom Verhandlungsgeschick des Passagiers – und sind damit für die Mehrheit der Madagassen zu teuer. Die Taxichauffeure mieten ihre Droschken für umgerechnet zirka zwanzig Mark pro Tag, wobei ein für deutsche Verhältnisse schrottreifer Citroen 2CV teurer ist, als ein halb so altes Auto derselben Marke. Grund ist der niedrigere Benzinverbrauch der alten „Klapperkisten“. Und Sparen ist das oberste Gebot. Sobald ein Taxi auch nur für ein paar Meter von alleine rollt, wird der Motor ausgeschaltet.

Außerhalb der Hauptstadt, in der Provinz, verändert sich das Verkehrsbild grundlegend. Bereits zwanzig Kilometer jenseits der Stadtgrenze ebbt der Verkehr ab. Auf den Überlandstraßen bewegen sich nur wenige Fahrzeuge, meist überfüllte Taxis Brousse (Buschtaxis) oder teure Geländewagen der Oberschicht, beziehungsweise ausländischer ONGs sowie mit Milchprodukten oder Bierkisten beladene Lkw. Besonders abenteuerlich für Autofahrer sind nächtliche Begegnungen mit unbeleuchteten Ochsenkarren, die gespenstisch aus dem Nichts im Scheinwerferlicht auftauchen. In den Provinzstädten verkehren außerdem Rikschas, so genannte Pousse-Pousse. Ihre „Fahrer“ laufen nicht selten auf Schuhsohlen aus alten Autoreifen.

Unfälle gehören zum Straßenbild, besonders wenn Nieselregen einsetzt. Dann steigt das Risiko, auf spiegelblanken Gebrauchtreifen aus Europa ins Schleudern zu kommen. Doch während in Deutschland voll funktionstüchtige Autos verschrottet werden, nur weil sie keinen Kat haben, sind Madagassen in der Lage, selbst vermeintliche Unfall-Totalschäden „wiederzubeleben“. Erlebnis an der

Landstraße von Antsirabe nach Morondava an der Westküste: Ein Bierlaster hat seinen Anhänger verloren. Der tonnenschwere Wagen hängt im 45-Grad-Winkel neben einer Brücke in einem Flussbett, überall liegen Scherben, es stinkt nach „Three Horses Beer“. Eine Bergung scheint unmöglich, schweres Gerät ist weit und breit nicht zu besorgen und könnte an dieser Stelle ohnehin nicht eingesetzt werden. „Keine Frage“, drängt sich der Gedanke im Vorbeifahren auf, „dieser Hänger wird in den nächsten tausend Jahren hier vergammeln“. Bei der Rückfahrt fünf Tage später ist an derselben Stelle kaum noch ein Kronkorken zu finden. Der Anhänger ist weg. Vermutlich rollt er zu diesem Zeitpunkt längst wieder – am Stück oder in Einzelteile zerlegt.

Ein weiterer Grund für Unfälle ist der Alkoholkonsum. Die madagassische Polizei ist nicht in der Lage, Alkoholkontrollen durchzuführen. Nur einmal, so erzählt eine Kollegin aus der Redaktion der Zeitung „Midi“, habe es einen Test gegeben. Dabei „erprobten“ Polizisten in der Hauptstadt ausländische Alkotester, die für sie ebenso neu waren, wie für die verdutzten Autofahrer. Ergebnis: Als die Beamten bei den Kontrollen die Benutzung der Geräte vorführen mussten, stellte sich heraus, dass die Polizisten zum Teil selbst ordentlich dem Alkohol zugesprochen hatten.

4. Tana und der neue Bürgermeister

Dass der Millionen-Moloch Antananarivo, wie die Zeitung „Midi“ berichtet, die zweitschmutzigste Stadt der Welt ist (nach Rio) mag man als Neuankömmling glauben. Errungenschaften wie Abgasreinigung oder Kläranlage sind nicht verbreitet, die sanitären Anlagen sind oft katastrophal. Wo ein WC vorhanden ist, leckt jede Dichtung. Die Installationen stammen meist aus minderwertiger chinesischer Billigproduktion. Aber nach drei Wochen hat man sich daran gewöhnt.

Dann stellt sich allmählich ein anderer Blickwinkel ein. Zwar wird die Stadt von einer Unmenge an Autos und Lastern verpestet, in den Seitengassen riecht es streng. Nur Müll, der liegt eigentlich kaum herum. Dafür gibt es verschiedene Gründe: Zum einen fallen einfach weniger Verpackungen an, weil die darin angebotenen Luxusgüter aus den wenigen französischen Supermärkten nur für eine Minderheit erschwinglich sind. Zum anderen sitzt seit anderthalb Jahren ein neuer Mann im Rathaus der Stadt: Bürgermeister Marc Ravalomanana. Einer seiner größten Verdienste dürfte die Reform der Müllabfuhr sein. Mülltonnen benutzen die Einwohner Tanas zwar nicht, statt dessen landet der Abfall in einfachen, offenen Betoneinfassungen, die mehrere Kubikmeter schlucken. Von dort schaufeln ihn wieder regelmäßig, seit Ravalomanana dafür gesorgt hat, Müllkolonnen auf einen Lastwagen und schaffen

den Unrat zu Abladestellen vor den Toren der Stadt. „Kuck mal, da kommt ein Ravalomanana“, rufen die Leute inzwischen, wenn einer dieser Transporter um die Ecke kommt. „Noch vor anderthalb Jahren war es hier so dreckig, dass man nicht über die Bürgersteige gehen konnte, weil dort so viel Müll lag“, erinnert sich ein Taxifahrer mit Grausen.

Wer ist dieser Ravalomanana? Einen Interviewtermin mit ihm zu bekommen ist neuerdings schwerer denn je. Der Mann ist einfach nicht zu sprechen, er ist zu beschäftigt – nicht nur als Bürgermeister. Als Inhaber des mächtigen Molke- und Getränkekonzerms „Tiko“ hat er offenbar alle Hände voll zu tun. Und seit September 2001 kandidiert er offiziell für das Amt des Präsidenten. Doch es geht auch ohne Interview: Über diese Persönlichkeit des öffentlichen Lebens hat beinahe jeder in Tana etwas zu erzählen.

Sein Ruf gründet sich zu einem großen Teil auf seinen wirtschaftlichen Erfolg. Ravalomanana gilt trotz seines Amtes weniger als Politiker, sondern eher als Macher, der die Probleme der Stadt anpackt, wie ein Unternehmer einen Betrieb führt. Sympathien erwachsen ihm auch, weil er nicht der etablierten Partei „Arema“ des mit kurzen Unterbrechungen seit Jahrzehnten amtierenden Präsidenten Didier Rastiraka angehört. Er gilt als frankophob, sein jüngerer Sohn geht auf die amerikanische Schule in Tana, der ältere studiert in Heidelberg. Erst kürzlich ist sein Fernsehsender „mbs“ (Madagascar Broadcasting System) auf Sendung gegangen. Die Technik des Kanals stellt die anderen Programme in den Schatten; wo zum Beispiel der frankophone Sender „rta“ nicht in der Lage ist, seine Mikrofone sauber auszusteuern, kommt der Ton von „mbs“ bestechend klar daher. Das Knowhow stammt von Mitarbeitern der „Deutschen Welle“.

Ravalomanana versteht die Kunst der dosierten Selbstdarstellung. Während seines Wahlkampfes für das Bürgermeisteramt veranstaltete er ein großes Rockkonzert in der Stadt. Der Eintritt war quasi kostenlos, nur eine kleine Trinkjoghurt seiner Marke „Tiko“ (was so viel heißt wie: „ich mag“) war zu erwerben. Versprach er damals in seinem Slogan „einen großen Schritt für Tana“, hat er nun Größeres vor: einen „großen Schritt für Madagaskar“. Wie heiß der Wahlkampf inzwischen geworden ist, zeigt sich allerdings an der erbitterten Gegenwehr der Noch-Machtinhaber. Wenn man dem Politiker Ravalomanana schon nichts entgegenzusetzen hat, so kann man doch zumindest den Unternehmer Ravalomanana schikanieren. Natürlich ist das nur eine These. Fakt ist: Ein Flugzeug, mit dem „Tiko“-Produkte in die entlegenen Provinzen Madagaskars geliefert werden, erhielt ohne die Angabe stichhaltiger Gründe tagelang keine Starterlaubnis. Der Bürotrakt einer „Tiko“-Fabrik an der Straße von Tana nach Antsirabe ging unter mysteriösen Umständen in Flammen auf. Ausgetrickst wurde Ravalomanana auch, als er seine „Tiko“-Werbeplakate im ganzen Land für den Wahlkampf umfunktionieren wollte: Die Regierung erließ kurzer Hand ein Gesetz, das dies

verbietet. Und in der Redaktion des „Midi“ machte sogar das Gerücht die Runde, aus dem Ausland seien Berufskiller angereist, die auf den Emporkömmling angesetzt sind.

Auf die Frage, ob sie ihn auch als Präsident wählen werden am 16. Dezember 2001, antworten viele Menschen in Tana mit einem überschwenglichen „Ja“, falls sie nicht zur großen Masse der von der Politik enttäuschten Madagassen gehören: „Ich werde ihn wählen“, sagt ein Familienvater, „weil er viel für unsere Stadt getan hat. Deshalb setzen wir großes Vertrauen in ihn als Präsident.“ Während der Fahrt über eine breite Ausfallstraße erzählt eine junge Frau: „Diese Straße hier hat Ravalomanana gebaut. Früher standen hier rechts und links überall kleine, ärmliche Holzhütten. Die hat er alle mit Bulldozern wegräumen lassen, damit der Verkehr Platz hat.“ Doch außerhalb der Hauptstadt kehren sich die Verhältnisse zu Gunsten des in Tana ungeliebten Präsidenten Didier Ratsiraka um. Denn auf dem Lande ist der Bürgermeister noch immer ein Nobody. Das politische Interesse der bitterarmen Bevölkerung in den entlegenen Provinzen des Agrarlandes Madagaskar ist minimal. Nach einer schweren Vergangenheit aus Königsherrschaft, Kolonialzeit und Sozialismus sind viele Madagassen noch längst nicht in der Demokratie angelangt. Veränderungen brauchen hier viel Zeit. Und genau die fehlt Ravalomanana, dem nachgesagt wird, er hätte lieber noch ein paar Jahre als Bürgermeister in den Startlöchern gewartet, ehe er als Präsidentschaftskandidat antritt.

5. Internet made in Madagaskar

Iharizaka Rahaingoson ist etwa dreißig Jahre alt und damit noch reichlich jung für einen Direktionsposten. Doch in seiner Branche ist das nichts Ungewöhnliches: Rahaingoson ist Internetspezialist, Leiter einer Multimedia-Agentur. Zu etwas Besonderem wird Rahaingosons Unternehmen Ibonia erst dadurch, dass es seinen Sitz in Madagaskar hat, einem Entwicklungsland, das zu den zehn ärmsten der Welt gehört. Der Kontrast könnte kaum größer sein: Während sich weite Teile dieses Landes zumindest technisch gesehen noch im Mittelalter befinden, sitzt Rahaingoson in einem Büro in der Hauptstadt Tana inmitten von 25 neuen PCs, umgeben von zwanzig Mitarbeitern, darunter sechs bis acht Informatik-Ingenieure und vier Grafiker. Gerade einmal 15 bis 20 solcher Firmen gebe es in seinem Land, schätzt er, kaum mehr als 300 Angestellte im Informatik-Sektor dürften es insgesamt sein. Etwa zehntausend Internet-Zugänge, glaubt er, hat Madagaskar. Bei rund 15 Millionen Einwohnern.

Das Internet ist weit davon entfernt, ein bedeutender Wirtschaftszweig für Madagaskar zu sein. Mit Vanille, Saphiren und Krabben lässt sich offenbar immer noch mehr Geld verdienen. Immerhin gibt es, auch Dank eines Ent-

wicklungshilfe-Programms der USA, der so genannten Leland Initiative, inzwischen zehn verschiedene Internetprovider in Madagaskar. Die Unternehmen DTS bot Ende der 90er Jahre Internet als erstes an, es unterhält auch das größte und beste Leitungsnetz. Daneben existieren die Anbieter Simicro und Blueline, die aber, sagt Rahaingoson, durch die staatliche Regulierungsbehörde für Telekommunikation benachteiligt werden. Die übrigen Provider seien praktisch bereits wieder Pleite. Für einen Boom mit IT-Fachkräften, wie ihn Indien erlebt, fehlt den Madagassen Informatik-Knowhow. Rahaingoson selbst hat in Frankreich Telekommunikation studiert, bevor er 1997 Ibonia gründete. In Madagaskar, sagt er, gebe es kaum Nachwuchs im Informatik-Bereich, weil die Ausbildungsmöglichkeiten zu gering seien. Nur zwei renommierte Schulen bildeten Computerfachleute aus, die Privatschule für Informatik in Fianarantsoa und das Institut Supérieur Polytechnique de Madagaskar in der Hauptstadt Tana. Vierzig Absolventen verließen diese beiden Schulen pro Jahr, in der Regel nach fünf Jahren Studium. „Die werden sofort eingestellt“, sagt Rahaingoson, „aber nicht nur von Firmen wie unserer, sondern auch von Versicherungen und ausländischen ONGs“. Schilder mit der Aufschrift „Formation informatique“ gibt es zwar viele in den Straßen Tanas. Doch dahinter verbergen sich Rahaingoson zufolge meist Hinterhofbüros, in denen Anwenderkenntnisse vermittelt werden, zum Beispiel der Umgang mit den Programmen Word oder Excel, oder wie man im Internet surft. Mit Informatik habe das nichts zu tun. Auch das angeblich blühende Geschäft mit der Eingabe von Texten firmiert unter dem Oberbegriff „Informatik“: Zirka drei- bis viertausend Beschäftigte, glaubt Rahaingoson, verdienen in Madagaskar ihr Geld damit, französische Manuskripte, zum Beispiel Lexika und Kochbücher, in den Computer einzugeben.

Die Kundschaft von Ibonia dagegen lässt komplette Multimedia-Auftritte entwickeln. Zu den Kunden von Ibonia zählen im Wesentlichen Unternehmen aus der Tourismusbranche, Reiseveranstalter und Reisebüros, die im Internet präsent sein möchten. Doch im vergangenen Jahr habe sich die Kundschaft von Ibonia sehr verändert, erzählt der junge Unternehmenschef. Im Gründungsjahr 1997 hätten 90 Prozent der Auftraggeber im Ausland gesessen, in Großbritannien, Frankreich, auf den nahen Inseln Réunion und Mauritius. Doch 2001 komme bereits die Hälfte der Aufträge aus Madagaskar selbst. So will jetzt auch das Ministerium für Außenhandel eine eigene Seite im World Wide Web haben, ebenso wie die Industriellen-Vereinigung Madagaskars und die Post. Aber auch kleine Geschäfte, etwa aus dem Kunsthandwerk, haben die Zeichen der Zeit erkannt und lassen sich einen einfachen Internet-Auftritt von Ibonia gestalten. Die Provinz Tana ist ebenfalls im Netz, genau so die wenigen madagassischen Tageszeitungen. Nur die staatliche Telefongesellschaft Telma, an deren Privatisierung die Regierung schon seit 1996

laboriert, präsentiert sich ausgerechnet mit einer völlig überholten Homepage. Stand der Informationen: 1997. 66 Prozent der Telma gehören dem madagassischen Staat, die restlichen 34 Prozent besitzt France Câble et Radio (FCR). Ein Interview bei der Telma zu bekommen, gelingt auch nach mehreren Anläufen nicht. Bei der Angabe von Gründen, warum der zugesicherte Gesprächstermin platzt, sind die Madagassen überaus erfinderisch und bleiben vor allem stets freundlich. Nur ernsthaft reden wollen sie offensichtlich nicht, zumindest nicht mit ausländischen Journalisten.

Zurück zur Firma Ibonia. Die Arbeit reicht aus, um dort als Angestellter ein Anfangsgehalt von zwei Millionen madagassischen Francs zu verdienen, etwa 700 Mark. Später, mit etwas Erfahrung, könnten es drei bis vier Millionen Francs werden und das sei dann schon mehr, als ein Minister verdient, erklärt Rahaingoson. Die Informatiker von Ibonia können über eine 24,8 K-Standardleitung zum Provider DTS verfügen. Dieser Dienst kostet die Agentur pro Monat pauschal sechs Millionen Francs Malgache. Die Computer sind auf dem neuesten Stand – und kosten sogar neuerdings weniger als in Europa: „Seit es eine direkte Flugverbindung von Tana nach Singapur gibt, sind die Preise gefallen“, weiß Rahaingoson. Vor fünf Jahren noch seien die Geräte dagegen sehr teuer gewesen. Doch wenn es nach ihm ginge, müssten die Einfuhrzölle noch weiter gesenkt werden, „am besten auf null“. Dann entfielen auch die gängige Bestechungspraxis am Flughafen, mit der die Händler zurzeit auf ihre Weise die Einfuhrgebühren „senken“.

Auch eine Flugstunde von der Hauptstadt entfernt ist Internet kein Fremdwort. Auf der Touristeninsel Nosy Be im Nordwesten Madagaskars gibt es seit Mai 2001 in der „Oasis“-Bar einen altersschwachen PC, der theoretisch sogar eine Verbindung zum Internet herstellen kann. Praktisch muss sich der Gast über die normale Telefonleitung mühsam einwählen, ehe er für 1.500 FMG pro Minute einen quälend langsamen Zugang mit 16.800 bps Übertragungsgeschwindigkeit erhält, der obendrein alles andere als stabil ist. Von diesen 1.500 Francs pro Minute gingen 200 an die Telefongesellschaft Telma, rechnet die französische Bar-Besitzerin vor, 400 bekomme der Provider, in diesem Falle die Telma-Tochtergesellschaft DTS. Zusätzlich fielen zirka 20 Prozent Steuern an. Unterm Strich kostete sie der Service rund 1.000 FMG pro Internet-Minute, umgerechnet zirka dreißig Pfennig. Die restlichen 500 Francs seien ihr Gewinn. Ausdrucke seien auch möglich, „vorausgesetzt, aus der Hauptstadt ist eine passende Ersatzpatrone für den Drucker geliefert worden“. Die Hardware habe ihr ein Mitglied der Familie aus Frankreich installiert.

„Wir hatten hier viele Nachfragen von Touristen“, erklärt Hervé Rabchani Triniony, der madagassische Mann der Französin, den Grund, warum die Bar überhaupt Internet anbietet. Im Schnitt kommen inzwischen 15 Kunden täglich, die jeweils für eine Viertelstunde online seien. „Die meisten Leute wol-

len nur schnell ein paar Mails nach Hause schicken.“ Zum Surfen, räumt er ein, sei die Technik zu langsam. „Wir sind eine Kooperation mit der Telefongesellschaft eingegangen“, fährt er fort. Diese Zusammenarbeit sieht vor, dass der Provider DTS seine Rechnungsgeschäfte über die Bar abwickelt. Viel zu verwalten gibt es allerdings nicht. Im „Oasis“ zahlen die rund fünfzig DTS-Kunden auf Nosy Be ihre monatliche Rechnung für Internet-Zugang und Nutzung der Telefonleitung. Und das Schild über dem Eingang verrät, dass hier auch neue Abonnements abgeschlossen werden können.

Anspruch und Wirklichkeit klaffen in Internet-Fragen oft weit auseinander, das ist auch in Madagaskar so. Ein Multimedia-PC auf dem Schreibtisch beeindruckt im ersten Augenblick, vor allem wenn er in der hintersten Provinz in einer Holzhütte steht. Aber was nützt die neueste Technik, wenn die Anwender fehlen? Davon kann auch Jürgen Gräbener von der deutschen Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) ein Lied singen. Im Rahmen der forstwirtschaftlichen Entwicklungshilfe schaffte die GTZ mehrere Computer und Modems an, die unter anderem für die Kommunikation mit den Behörden gedacht waren. „Aber die werden ganz, ganz selten genutzt“, so Gräbener. Im Vorzimmer des Forstministers stehe ein PC und in der Generalforstdirektion, sowie jeweils in den drei Provinzdirektionen von Diégo, Majunga und Tamatave. „Aber die Nutzung der Geräte muss erst einmal mit der Mentalität der Leute in Einklang gebracht werden“, stöhnt der GTZ-Mann. Das umständliche Ausfüllen von Formularen sei den Mitarbeitern viel lieber, als der Umgang mit den modernen Rechnern. Und die, die schon weiter sind, haben ihre ganz persönliche Nutzung entwickelt: „Wir hatten erst kürzlich einen Fall, da hat ein Angestellter der Forstdirektion sein Telefon in die Modem-Dose gestöpselt und wochenlang ausgiebig telefoniert.“ Die erhoffte Verbesserung der Kommunikation scheitere zudem oft an mangelnder Transparenz und Vertraulichkeit: „Wissen ist Macht, und Vorenthaltung von Wissen ist Machtausübung“, beschreibt Gräbener das Problem mit vorhandenen und nicht vorhandenen Computer-Kenntnissen. So hätten zum Beispiel bestimmte Kreise – auch oder gerade in der Regierung – wenig Interesse daran, dass selbst die Mitarbeiter auf den untersten Ebenen der Forstverwaltungen im Internet surfen. Dort, so Gräbener, könnten sie nämlich den Holzpreis von Madagaskar mit dem vergleichen, was in anderen Ländern gezahlt wird. Gerüchte besagen zudem, dass ein Minister nebenbei noch einen florierenden Holzhandel betreibt. Ganze Rodungs-Kolonnen fahren demnach mit schwerem Gerät in die Waldbestände aus dem Besitz der Provinz-Regierung, wohl wissend, dass sie niemand belangen kann für ihr Tun. Denn ihr Auftraggeber ist, so das Gerücht, ein „Intouchable“, ein hoher Politiker eben, dem niemand etwas anhaben kann. Doch das steht auf einem anderen Blatt.

6. Tourismus im Paradies ist nicht immer paradiesisch

„Wir führen unsere Hotels schlecht und wir sind schlecht organisiert.“ In diesem Punkt ist der Mann ehrlich: Hotunken Tsiong, Vize-Präsident einer Vereinigung für Hotels und Tourismus auf der Trauminsel Nosy Be, Madagaskars Urlaubs-Destination Nummer eins. Rund fünfzig Mitglieder hat die Organisation – und Herr Tsiong zufolge ein riesenproblem mit sinkenden Urlaubszahlen. 20 bis 30.000 Touristen kämen pro Jahr auf die Insel im Nordwesten Madagaskars, gibt er an, aber eine Statistik zum genauen Verlauf der Übernachtungszahlen kann er nicht vorweisen. Die Urlauber genießen die paradiesischen Strände von Nosy Be, lassen sich zum Schnorcheln zu den vorgelagerten Korallenriffen schippern oder amüsieren sich nachts im Rotlichtviertel der Inselhauptstadt Hell-Ville. Das bringt Geld in die Taschen der Hotel- und Bar-Besitzer, die allerdings oft aus Frankreich kommen. Für die Mehrheit der rund 250.000 Einwohner Nosy Bes (Die Zahl stammt von Herrn Tsiong; der Reiseführer von Wolfgang Därr, Auflage 01, spricht von 50.000 Einwohnern) indes bleibt von dem Geld der Touristen offensichtlich nicht viel übrig: Sie leben in einfachsten Fischerhütten ohne Strom oder Wasser, oder in den zerfallenden Kolonialbauten der Franzosen, die hier einst Zuckerrohr, Ylang Ylang und andere Gewürze anbauten. Auf der kleinen Nachbarinsel Nosy Irange haben Einheimische angeblich mittlerweile keinen Zutritt mehr, seit dort ein Luxushotel entstanden ist. Dessen Gäste, so heißt es, buchten ihren Aufenthalt – die Nacht für umgerechnet über 400 Mark – über das Internet und würden vom Flughafen direkt per Privathubschrauber abgeholt. Ob das stimmt, kann selbst Herr Tsiong vom Hotelverband nicht sagen. Aber in einem Punkt ist er sich sicher: Auf Mauritius, sagt er voller Neid, da gebe es viel mehr Touristen. Und das, obwohl man dort viel weniger Aufwand für Marketing treibe. Wie seine eigenen Bemühungen in diesem Punkt aussehen, verrät er nur widerwillig: Abermals nennt er keine konkreten Zahlen, aber man habe zuletzt einen Agent auf die Tourismusmesse nach Mailand geschickt. Vielleicht gäbe es schon bald eine regelmäßige Flugverbindung von Italien auf seine Insel. Dreimal die Woche, hofft er, sollen dann Charterflieger Touristen nach Nosy Be bringen und 1.500 zusätzliche Zimmer füllen.

Und dann macht er seinem Ärger Luft: Seit Jahren warte man auf Nosy Be darauf, dass die Trinkwasserversorgung verbessert würde, das Geld dafür sei schon 1994 bewilligt worden. Aber nichts geschehe an dem baufälligen Wasserturm. Die Piste des Flughafens sei zu kurz, damit dort größere Flieger landen könnten. Aber europäische Luftfahrtexperten hätten ermittelt, dass eine Verlängerung ins Meer hinausgehen müsste und das sei wohl zu teuer. Auf die Frage, ob denn der Staat nichts tun könne für die beste Urlaubsdestination des Landes, reagiert er gereizt: „Die machen uns nur das Leben schwer. Sie sollten uns lie-

ber helfen, Investoren aufzutreiben.“ Dabei ist es nicht so, als hätte niemand im Ausland Interesse an Nosy Be. Der Club Med, zum Beispiel, wollte im Norden der Insel eine große Anlage mit 200 Zimmern errichten. Die Verträge mit den italienischen Grundstückseigentümern seien schon unterzeichnet gewesen. Aber dann habe es irgendwelche Probleme gegeben und der Club sei von dem Vertrag zurückgetreten. Soweit die Version von Herrn Tsiong.

„Die einheimischen Hoteliers und Air Madagascar wollen hier keine Konkurrenz und haben denen die Hölle heiß gemacht“, lautet dagegen eine andere Erklärung, warum es auf Nosy Be vorerst keine rhythmische Poolgymnastik und Gruppenanimation geben wird. Sie stammt von Dominique Danglot, einem Franzosen aus Toulouse, der in Hell-Ville die einzige Disco betreibt, das „Moulin Rouge“. Seit 1996 ist Danglot mit seinem Onkel Alain auf Nosy Be. Zurzeit ruht der Betrieb, denn die Danglots renovieren mit viel Handarbeit ihr Lokal, in dem vor Monaten noch „der Bär tobte“: Für 5.000 FMG kommen Touristen und Einheimische vor allem am Samstag Abend ins rappelvolle „Moulin Rouge“, wobei auch die Vazahas, die Weißen, Eintritt zahlen müssen. Die Frauen und Taxifahrer dagegen lässt Danglot unter der Woche kostenlos rein. Sein Problem: „Die Männer tanzen zwar, aber sie zahlen nichts.“ Um den Umsatz zu steigern habe er deshalb eine größere Bartheke gebaut. Von den 33 Beschäftigten gehören 14 zum Dachrestaurant, zwei Türsteher gibt es auch. „Die diskutieren nicht. Wer stört, fliegt raus“, versichert Danglot glaubhaft. Echte Probleme seien aber selten und wenn, dann fingen meist die weißen Inselbewohner Streit an. Auch Danglot und sein Onkel klagten über das schlechte Jahr 2000. Die Preise für die Destination Madagaskar seien einfach zu hoch, die Flüge mangels Konkurrenz zu teuer. Eine weitere Fluggesellschaft müsse her, dann würden die Flugtickets auch bei Air France und Air Madagascar günstiger, glauben sie. Zudem seien die Hotelpreise nicht gerechtfertigt, angesichts teilweise miserabler Ausstattung und schlechtem Service.

In der Tat können Hotelgäste in Madagaskar einiges erleben. In Morondava an der Westküste zum Beispiel verspricht der Mann an der Rezeption heißes Wasser in der Dusche. Tatsächlich aber kommt nach dem Öffnen des Wasserhahns erst kaltes Wasser, dann gar keines und schließlich, völlig unvermittelt, heißer Wasserdampf. Wer in diesem Moment zufällig aus Neugierde in den Brausekopf gekuckt hat, braucht einen Gesichtschirurgen. Oder eine Episode aus einem Bungalowhotel auf der Tropeninsel Sainte Marie, der „kleinen Schwester“ von Nosy Be vor der Ostküste Madagaskars: Auf der Suche nach dem Lichtschalter tastet der Tourist mit der Hand die Zimmerwand ab. Nachdem er eine Stromleitung auf dem Putz gefunden hat, fährt er mit den Fingern über das Kabel – nicht ahnend, dass madagassische Isolierungen nicht viel taugen. Den Schalter findet er zwar nicht, dafür glüht er bei-

nahe selber, als er an einer maroden Stelle die menschliche Verbindung zwischen den Kupferdrähten herstellt ...

Die Liste der Beispiele für schlechten Service und schlechte Ausstattung in Verbindung mit unangemessener Preisgestaltung ließe sich fortführen. Schmutzige (oder gar keine) Handtücher und durchgelegene Betten; ein Hotelier, der trotz der Anwesenheit von Gästen abends um neun die Bar schließt, weil er ins Bett will; sein Kollege, der beim Empfang verschweigt, dass nachts eine Disco nebenan das Schlafen unmöglich macht. Nicht zuletzt immer diese „Wartefallen“, Zeitschleifen, in denen einfach gar nichts passiert, kein Kellner kommt, kein Bier, keine Rechnung. Und dann war da noch die Geschichte mit der Boeing von Air Madagascar, die nach einem Inlandsflug auf Nosy Be landen sollte. Das tat sie auch, konnte aber auf Grund eines technischen Defektes die Triebwerke nicht abstellen. Ein Techniker war nicht zu erreichen. „Bei laufenden Turbinen steigt hier keiner aus. Dann fliegen wir eben wieder nach Hause“, sprach der Pilot, und handelte auch so. So etwas kann nicht nur deutsche Touristen zermürben und Reiseveranstalter abschrecken. Da trösten irgendwann selbst Übernachtungstarife von umgerechnet rund 30 Mark kaum noch. Um so erstaunlicher sind dagegen die Ergebnisse einer vom Tourismus-Ministerium veröffentlichten Statistik zur Zufriedenheit der Urlauber: Der Anteil der zufriedenen Touristen liege bei 98,0 Prozent, so die Erhebung aus dem Jahre 1998. Die Hauptschwierigkeiten der Touristen lägen im Bereich der Reisebedingungen, namentlich Straßenverhältnisse und Fahrzeuge, Fehlen eines öffentlichen Verkehrssystems und gestrichener Flüge. Ganze 6,6 Prozent der Urlauber gaben angeblich in der Umfrage Probleme mit den Hotels und den sanitären Anlagen an. Der Verdacht liegt nahe, dass die Ergebnisse der Studie schon vor der Touristenbefragung feststanden oder, dass nur Touristen der wenigen First-Class-Hotels befragt wurden. Denn auch diese Hotels gibt es vereinzelt: Hochpreisige, aber paradiesische Oasen mit perfektem „full service“ mitten in einer kargen Gebirgslandschaft oder prächtige Lodges im entlegenen, ursprünglichen Regenwald. Zweifel, ob dieser Luxus angebracht ist, kommen dem Gast spätestens bei der Fahrt dorthin mit dem zentralverriegelten Geländewagen, vorbei an den Siedlungen der bettelarmen Bevölkerung. Hotunkon Tsiong jedenfalls, der Vizepräsident der Hotelvereinigung auf Nosy Be, hat seine eigene Erklärung für die Dienstleistungs-Unlust mancher Madagassen: „Die Leute hier haben einen teuflischen Stolz, aber auch eine teuflische Faulheit“, diktiert er beim Interview der Kollegin von der Zeitung Midi.

7. Der Autonomieprozess in den Provinzen

Zu den wichtigsten Aufgaben der madagassischen Regierung gehört seit einer Verfassungsrevision 1998 die strukturelle Neuordnung des Staates. Dezentralisierung ist das Zauberwort, mit dem die Bevölkerung auf einer breiteren Basis als bisher an politischen Entscheidungen beteiligt werden soll. Das Land ist in sechs so genannte autonome Provinzen aufgeteilt, ähnlich der deutschen Länderstruktur. Den Provinzen steht jeweils ein Gouverneur vor als exekutive Spitze. Außerdem entsenden die Provinzen Senatoren und Abgeordnete in das Zwei-Kammer-System aus Senat als „Ländervertretung“ und Nationalversammlung.

Doch Madagaskar hat große Probleme, den Verfassungsauftrag zur Dezentralisierung auszuführen. Dies liegt in einem nicht unerheblichen Maß an der historischen Hypothek: Prägendes Merkmal der vergangenen drei Jahrhunderte madagassischer Geschichte ist die Herrschaft wechselnder Zentralmächte. Ein Rückblick: Als Frankreich Madagaskar 1896 eroberte, half es unter dem Vorwand die Insel zu „befrieden“ den Bewohnern des Hochplateaus in ihrer Auseinandersetzung mit anderen Stämmen und Fürstentümern. Das Königshaus der Merina konnte als Folge von der Hauptstadt aus seine erkämpfte Vormachtstellung im Land festigen. Gleichzeitig überlagerte die 60 Jahre währende Kolonialverwaltung der Franzosen im typisch zentralistisch-autoritären Stil diese nationale Struktur. Die Auswirkungen beider Herrschaftsstrukturen, so analysiert die GTZ im von ihr erstellten „Länderprofil“, „wirken bis in die Gegenwart fort“. Auch nach der Unabhängigkeit 1960 ging es zentralistisch weiter. Denn wie die Mehrzahl der französischen Kolonien entschied sich Madagaskar für einen demokratisch-liberalen Staat mit begrenzter Dezentralisierung nach französischem Vorbild. Durch ihre Außenpolitik und Entwicklungszusammenarbeit bestärkte die ehemalige Kolonialmacht den republikanischen Zentralismus noch bis in die Achtziger Jahre. Madagaskars Anlauf zu einer demokratischen Gesellschaft in den Neunzigern muss somit das Erbe einer fest gefügten zentralistischen Tradition überwinden. „Bürger sind noch lange nicht Bürger“, konstatiert die GTZ, die Eliten des Landes instrumentalisierten weiterhin Staat und Verwaltung für Partikularinteressen. So weit die Theorie.

In der Praxis geht die Dezentralisierung kaum nachvollziehbar voran. Ein eigens für diese Aufgabe geschaffenes Ministerium konkurriert in seiner Arbeit mit einem Parlamentsausschuss und einer Arbeitseinheit beim Staatspräsidenten. Was lange Zeit in den Köpfen der wenigen politisch interessierten Bürger hängen bleiben wird, sind aber ohnehin nicht die kleinen Fortschrittschritte in Richtung autonomer Provinzverwaltung. Es sind wohl vielmehr die Fotos in den Zeitungen, auf denen die neu installierten Gouverneure zu sehen sind, wie sie selbst-

gefällig ihre beiden neuen Dienstwagen in Empfang nehmen: Eine Renault-Limousine mit getönten Seitenscheiben und einen Geländewagen. Ansonsten üben sich die neuen Würdenträger augenscheinlich im Nichtstun.

Der Besuch beim frisch eingeführten Gouverneur im Süden des Landes, in der Provinz Tuléar, hat etwas von einer Audienz beim König. Im Vorzimmer des Herrn Gouverneur drängen sich bereits ein Dutzend Einwohner, die darauf warten, mit IHM zu sprechen. Die Mitarbeiter des Gouverneurs probieren derweil ihre neuen Handys aus, die für das neue Amt offenbar genauso angeschafft wurden, wie die beiden Dienstwagen. Nach einer geschlagenen Stunde ist es endlich so weit: Die schwere, ledergepolsterte Tür des Amtszimmers öffnet sich, die Audienz beginnt. Der Gouverneur ist ein fülliger Mann, ehemaliger Richter – und offensichtlich wenig interessiert an einem Interview. Wenn er nicht gerade gähmend gegen die Müdigkeit kämpft, spielt auch er demonstrativ mit seinem Handy. Immerhin ist er an seinem Platz, im Gegensatz zu seinem Kollegen, dem Bürgermeister, der sich angeblich – ebenso, wie drei seiner vier Beigeordneten – „zu dringenden Gesprächen in Tana aufhält“. Gelangweilt spult er einen Text über „seine“ Provinz ab: 160.000 Einwohner, 15.000 Tonnen Baumwolle jährlich, daneben Mais- und Maniokanbau. Die Trockenheit sei ein schlimmes Problem. Und die Straße von der Provinzhauptstadt Tuléar ins entlegene Fort Dauphin müsse dringend erneuert werden. Recht hat er: Von der etwa 600 Kilometer langen Strecke sind über 400 Kilometer übelste Piste. Die Infrastruktur ist katastrophal, hemmt das Abnabeln von der übermächtigen Hauptstadt Antananarivo, wo immer noch alle Fäden zusammenlaufen. Doch für die Unterhaltung der Straßen fehlt entweder das Geld oder es versickert, zum Beispiel wenn die Weltbank Mittel bereitgestellt hat, in undurchsichtigen Kanälen.

8. Ein einschneidendes Erlebnis in der Provinz Antsiranana

Zum Stichwort Banque Mondiale fällt auch Ahmed Nasser etwas ein. Der gläubige Moslem ist Abgeordneter der Nationalversammlung aus Antsiranana, der Nordprovinz Madagaskars. „Diese ganze Geschichte mit der Autonomie der Provinzen – das ist doch alles nur inszeniert, um der Weltbank zu gefallen. Die Gouverneure haben bis jetzt keinerlei Macht. Das wird noch Monate dauern, bis sich da etwas tut“, ist Nassers Meinung. Dabei bleibt der massige Mann ruhig, spricht leise. Seine Erscheinung, seine gebieterische Art, mit der er am Abend Gäste in seinem Haus empfängt, hat etwas Respektheischendes, als wollte er sagen: „Mir können die hohen Herren aus der Hauptstadt eh nichts vorschreiben.“ Und wie um diesen Eindruck zu unterstreichen, verkündet er seine Devise: „Alles, was ich tue, tue ich für mein Land.“ Sein Land. Herr Nasser fühlt sich nicht nur wie ein Provinzfürst, er ist es auch. Bei einer

Ausfahrt in einen abgelegenen Teil der Provinz Antsiranana wird er dies am nächsten Morgen glaubhaft demonstrieren. Der Tag endet bei Satelliten-TV-Zapping und Whiskey. Als der Patron im Bett ist, schalten die Kinder um auf den ausländischen Sender mit der „soirée sexy“.

Es ist kurz vor fünf Uhr als Nasser mit seinem jüngsten Sohn und zwei Journalisten in seinen Gelände-Pickup steigt. Die Straßen abseits der Route Nationale sind mit kratertiefen Löchern übersät, so dass es nur mühsam vorgeht. Ziel ist das Dorf Ankarongana. Obwohl die Entfernung zur Provinzhauptstadt Diégo nur geschätzte achtzig Kilometer beträgt, entpuppt sich der Ausflug bald zur Zeitreise Richtung Steinzeit. Die Menschen am Wegesrand tragen nicht mehr die „frippes“, die sonst verbreiteten Sweatshirts und Jeans aus europäischen Altkleidersammlungen, sondern die traditionellen Gewänder, selbst genähte Kleider und Lendenschurze. Es ist heiß und staubig in dieser Gegend. Nach mehreren Stunden zermürender Holperfahrt erreicht der Wagen den kleinen Ort: Einige Dutzend Hütten aus Holzpfählen stehen in einer kleinen Ebene, die Bewohner sind wahrhaft „aus dem Häuschen“. Der Grund: Heute ist ein wichtiger Tag, der Tag, an dem alle Jungen zwischen drei und vier Jahren beschnitten werden. Da darf der Herr Abgeordnete natürlich nicht fehlen. Mit großer Geste genießt er den überschwenglichen Empfang und badet wie ein Staatsgast in der Menschenmenge, die sich im Nu um seinen Pickup bildet. Es mag Neugier an dem modernen Auto sein, echte Begeisterung vielleicht, aber sicherlich auch Vorfreude: Herr Nasser bringt Geld mit.

500 FMG, keine zwanzig Pfennig also, schenkt er jedem der rund 200 Kinder nach der Beschneidung. Für einen Deutschen wird freilich schon die Beobachtung der „Circoncision“ zum einschneidenden Erlebnis. Vor dem einzigen Steinhäus des Dorfes, außer der kleinen Krankenstation am anderen Ende, haben sich die Eltern der kleinen Jungen versammelt, um Schlange zu stehen. Es liegt ein irritierender Geruch über dem Dorf, eine Mischung aus Blut, Schweiß und Tränen. Das merkwürdige Potpourri wird ergänzt durch Gelächter, Jubelszenen – und Schmerzensschreien. Im Innern des Hauses (es ist zugleich Verwaltungssitz und Polizeistation des „poste avancé“) erfüllt ein hagerer Mann im Auftrag von Herrn Nasser seine Aufgabe: Mit schnellen Bewegungen führt er eine medizinische Schere, während seine Zigarette in den zur Hälfte mit Flüssigkeit gefüllten Eimer zwischen den Beinen des Jungen ascht. Drei Helfer hat er, zwei die den panischen Jungen an den Schenkeln festhalten, und einen, der die hysterische Mutter zum Zusehen zwingt. Die Prozedur läuft im Minutentakt ab. Und draußen wartet Herr Nasser, der die Beschneidung organisiert hat, mit den 500 Franc-Scheinen. Mit ihren apathischen Söhnen im Arm kommen ihm die Väter entgegen. Ein Fruchtbarkeitsritus will es, dass sie später die Vorhaut mit einem Stück Banane aufessen.

Derweil dreht der zehnjährige Sohn des Député am Steuer des Pickup in Papas Abwesenheit – bei dröhnender Musik mit einem Dutzend Gleichaltriger auf der Ladefläche – ein paar schnelle Runden durchs Dorf. Und der Bürgermeister ist ganz wild auf ein Interview. Er will unbedingt seinen Wirkungskreis zeigen. Schon seit er 15 ist, habe er die Funktion des Dorfältesten, aber das war, bevor man einen Bürgermeister hier wählen musste. Zwischenzeitlich will er auch mal Polizist gewesen sein. Zurzeit mache er gerade seine zweite Amtszeit für vier Jahre. Was davon stimmt und was nicht, ist schwer zu beurteilen, der Mann ist betrunken. Immerhin weiß er noch seine Partei: Er gehöre einer gewissen „Ram“ an, was, wie er noch erklären kann, eine Schwesterpartei der führenden „Arema“ sei. Dann führt er die Besucher zu einem gespenstisch anmutenden Armeezelt am Rande des Dorfes. Hier, so ist zu erfahren, hätten im Jahr 2000 die vielen Kranken während der vergangenen Cholera-Epidemie gelegen. Heute steht das Zelt leer.

Bei der Rückfahrt aus Ankarongana erscheinen die hochtrabenden Ambitionen der Regierung, was Dinge wie Dezentralisierung, Machtausgleich und Selbstverwaltung angeht, unerheblich, ja realitätsfremd. Es geht vorbei an einer kleinen Schule, die Herr Nasser für sein Land gebaut hat, vorbei an einer kleinen Markthalle und einer kleinen Arztpraxis für die „santé de base“. An jedem der Gebäude ist eine Plakette mit seinem Namen angebracht, die ihn als edlen Stifter angibt. Dass die ausführende Bauunternehmung seiner Frau gehört, steht nicht darauf. Aus dem Auto des Député erklingen wieder französische Herzscherz-Chansons, während Ahmed Nasser zufrieden süßliche Khat-Blätter kaut. Für 75.000 FMG hat er die Bündel mit den angeblich sehr gesunden Blättern unterwegs gekauft, fast so viel, wie er in dem Dorf an die beschnittenen Jungen gezahlt hat. Deren Väter, da kann er sich sicher sein, werden ihn bei der nächsten Wahl wiederwählen. Bis dahin kann er sich seinen privaten Geschäften widmen: Ahmed Nasser ist Autohändler und überlegt jeden Morgen, mit welchem seiner 25 Wagen er durch seinen Wahlkreis fahren möchte.

9. Müssen wir wirklich madagassische Küstenkrabben essen?

Um nach Morondava zu fahren, braucht es schon einen wichtigen Grund. Von der Nord-Süd-Achse zwischen der Hauptstadt und Tuléar zweigt auf dem Hochplateau in Höhe der Stadt Antsirabe eine Straße an die Westküste ab. Von hier sind es noch rund 500 Kilometer bis Morondava, die meist über eine ordentliche Asphaltdecke führen. Zwischen Miandrivazo und Malaimbandy allerdings wird die Fahrt zur Abenteuerexpedition: Es sind zwar nur 120 Kilometer, aber von der einstigen Straße ist über weite Strecken nichts mehr zu erkennen. Statt dessen quält sich jeder, den es hierher verschlägt, über eine ausgemergelte Buckelpiste

mit Löchern, in denen ein Kleinwagen verschwinden kann. Mit dem Motorrad ist der Abschnitt in dreieinhalb Stunden zu schaffen – die Kühllaster der fernen Fabriken für die Verarbeitung von Küstenkrabben und Krebsen brauchen geschlagene neuneinhalb Stunden. Im Schrittempo.

Insgesamt vier Tage dauert die Reise der tiefgefrorenen Meerestiere von Morondava quer durchs ganze Land, bis sie, in Kartons verpackt, am internationalen Hafen an der anderen Seite Madagaskars ankommen. Von Tamatave geht es weiter per Containerschiff nach Frankreich, wo die Produkte als Delikatessen in den Kühlregalen der Supermärkte oder in den Gefriertruhen von Küchenchefs landen. 2.000 Tonnen pro Jahr erzeugen die drei Betriebe in Morondava. Der Franzose Alain Dumay ist der Directeur Général der größten Fabrik, die mit ihrem dröhnenden Diesel-Generator in Sicht- und Hörweite der benachbarten Globetrotterhotels liegt. Für die Schönheit der 25 Kilometer entfernten Baobab-Allee, jenem Wahrzeichen Madagaskars aus bizarren Affenbrotbäumen, hat Dumay keine Muße. Er arbeitet für die Firma Sopemo, die zum französischen Konzernriesen Gelpêche gehört, der mit Meerestieren aus der ganzen Welt handelt. Wer allerdings sieht, unter welchen Bedingungen die schmackhaften Tierchen verarbeitet werden, der überlegt sich anschließend, ob er darauf wirklich noch Appetit hat.

Jeder, der die Verarbeitungsbereiche der Fabrik betritt, muss durch eine Hygiene- und Kälteschleuse. Mit Haarnetz, weißem Kittel und weißen Gummistiefeln geht es durch ein antibakterielles Fußbad in den acht Grad kalten, fensterlosen Produktionsbereich. Für die hier arbeitenden 300 Angestellten ist die Tätigkeit Segen und Folter zugleich: Einerseits gehören sie mit einem Monatsgehalt von 320.000 FMG (zirka 110 Mark) zu den Glücklichen, die wenigstens während der Fangsaison zwischen Februar und November ein festes Einkommen haben. Andererseits sind die achteinhalb Stunden täglich in der frostigen Umgebung für die Tropenbewohner trotz dicker Pullover eine Qual. Der Witz des Vorarbeiters, sie hätten „Frostschutzmittel im Blut“ kann beim Rundgang nicht wirklich erheitern. Mit den bloßen Händen widmen sich die Angestellten, zumeist junge Frauen, stumm jeder einzelnen Krabbe, ziehen mit einem scharfen Messer stumpfsinnig den winzigen Darm heraus. In einem anderen Raum, ebenfalls gekachelt und fensterlos, werden die imposanten Küstenkrebse angeliefert. Sie sind notdürftig durch die Kälte betäubt, die gefährlichen Zangen sind zugeknotet. Trotzdem ist Vorsicht geboten, denn wenn die Scheren doch einmal zuschnappen, können sie problemlos einen Finger abtrennen. Bei lebendigem Leibe werden die Tiere auseinander gerissen, nur die „Arme“ der Krebse mit dem Muskelfleisch sind für die Weiterverarbeitung gedacht.

Der Amtstierarzt erklärt die strengen Vorschriften: Die EU verlange zum Beispiel einen lückenlosen Nachweis über die Kühlkette von der Fabrik bis

zur Einfuhr im französischen Hafen. Zu diesem Zweck würden in jeder Ladung Sonden untergebracht, die während der vierwöchigen Reise permanent die Temperatur messen und zur späteren Kontrolle speichern. Im fabrik-eigenen Labor würden die Krabben und Krebse auf Bakterien kontrolliert. Es sei durchaus schon vorgekommen, sagt Dr. Josoa, dass der französische Zoll eine ganze Schiffsladung abgewiesen habe, weil etwas nicht in Ordnung gewesen sei. Von der Gefahr einer Überfischung der Küstengewässer will er nichts wissen: „Je mehr wir hier herausholen, desto stärker vermehren sich die Krebse.“ 69 Fischerboote mit einer maximalen Motorleistung von 50 PS zählt die madagassische Krabben-Fangflotte, rechnet der Fabrikdirektor später vor. Sein Ziel ist klar: Im Zuge der anstehenden Dezentralisierung hoffe er, vom neuen Gouverneur drei weitere Fanglizenzen für bislang gesperrte Küstengebiete zu erhalten. Sonst würde sich der Aufwand in seinem Betrieb in Zukunft nicht mehr lohnen.

10. Nach drei Monaten

... ist Madagaskar für mich mehr, als das ferne Land „in dem der Pfeffer wächst“. Ehrlich gesagt, Pfeffer und Pest waren überhaupt kein Thema während meines Aufenthaltes auf diesem ethnisch und klimatisch so vielfältigen „Inselkontinent“. Eher schon Vanille, Cholera und Malaria, obwohl ich nichts davon mitgenommen habe. Mitgenommen habe ich dagegen die Bewunderung für die Gelassenheit der Madagassen, das Erlebnis einer Existenz, in der Zeit kaum eine Rolle spielt. Meinen lieben Kollegen in der Redaktion des Midi danke ich dafür, mir gezeigt zu haben, wie es ist, „mora mora“ eine Zeitung zu machen (und natürlich für die herzliche Aufnahme und manche Hilfestellung während meines Aufenthaltes). Wehmut kommt auf, wenn ich zurückdenke an meinen madagassischen Altersgenossen Aristide, der „arm aber glücklich“ am Ende eines langen Tages auf seinem Einbaum vor einem riesigen gegrillten Redfish sitzt. Nie vergessen werde ich die majestätische Langsamkeit, mit der die Buckelwale vor der Insel Sainte Marie wenige Meter neben meinem Boot aus dem Meer auftauchten oder die Schreie der seltenen Indris im Regenwald bei Andasibe.

Prägend bleibt aber auch die bedrückende Erfahrung der Armut in Madagaskar. Besonders die kleinen Kinder, die ihre noch kleineren Geschwister auf dem Rücken tragen und mitten auf einer Hauptverkehrskreuzung zwischen den Autos betteln, haben mich deprimiert. Zu sehen, wie unbeeindruckt von unseren Wertvorstellungen, unserem Streben nach Reichtum und Luxus die Bevölkerung in den abgelegenen Dörfern vielfach noch lebt – das hat mir zu denken gegeben: Warum schicken die reichen Industrieländer Entwicklungshelfer nach

Madagaskar, um diesen Menschen „Wohlstand“ und „Fortschritt“ zu bringen? Es mag sein, dass die madagassische Gesellschaft in zentralen Werten und Verhaltensmustern neuerungsfeindlich ist. Das Überlieferte, die Verantwortung der Ahnen, das von ihnen Übernommene, dominieren. Müssen wir daran etwas ändern? Allenfalls können das die Madagassen selbst, wenn sie es wirklich wollen. Stéphane Jacob, der Redaktionsleiter der Zeitung Midi, formulierte es so: „In den nächsten fünfzig Jahren wird sich zeigen, wer in unserem Land sich dem Fortschritt anschließt und wer in der Steinzeit bleibt.“